

# Den Kapitalismus lieben und ihn abschaffen. Ulrike Herrmanns Weg aus der Klimakatastrophe

Stefan Immerfall

Es gibt ein Lied Funny van Dannens, in dem er seine Schwierigkeit beschreibt, den Kapitalismus zu lieben, obgleich doch so viel für ihn spricht. Das Buch Ulrike Herrmanns könnte Abhilfe schaffen. Doch auch die Liebe Herrmanns, respektive der Kapitalismus selbst, endet tragisch. Aber der Reihe nach.

Herrmann ist, wie so viele andere Wirtschaftsanalytiker<sup>1</sup>, fasziniert vom Kapitalismus. Er ist (war?) das erste und bislang einzige Wirtschaftssystem, das Wohlstand für viele erzeugt. Kapitalismus und Massenkonsum gehen zusammen, im Prinzip jedenfalls. Die Industrialisierung startete in England nicht, weil englische und schottische Handwerker und Ingenieure so viel klüger waren als anderswo, sondern weil ihre arbeitssparenden Erfindungen sich dort rasch verbreiteten, weil die Löhne schon relativ hoch waren.

Dass der Wohlstand des Westens auf der Ausbeutung des Südens und Ostens beruht, verweist Herrmann in das Reich der Mythen<sup>2</sup>, ungeachtet der kolonialen Verbrechen, die es in keiner Weise zu verkleinern gelte. Trotz der immensen Aneignung von Gold und Silber aus ihren Kolonien sind Spanien und Portugal arm geblieben. Auch heute wird, wenn es vielen Ländern nicht gelingt, in den Kreis der wohlhabenden Staaten vorzustoßen, vermutet, der reiche Norden sei schuld daran. Das sei laut Herrmann zwar nicht ganz falsch, reiche aber als Erklärung nicht aus. Vielmehr seien die dortigen Löhne so niedrig, dass es sich nicht lohnt, in Technik zu investieren; weil aber die Produktivität nicht steigt, bleiben die Länder arm und die Löhne niedrig. Dieser Teufelskreis lasse sich nur durchbrechen, wenn der Staat einsteigt und die Industrialisierung zentral steuert, auch durch Protektionismus. Doch sei der Abstand zu den reichen Ländern mittlerweile so groß geworden, dass dies nur sehr große Staaten sich



**Stefan Immerfall**

Professor für Soziologie an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd

Ulrike Herrmann (2022): Das Ende des Kapitalismus. Warum Wachstum und Klimaschutz nicht vereinbar sind – und wie wir in Zukunft leben werden. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 341 S.



leisten könnten. Deshalb fordert Herrmann einen globalen Mindestlohn und die Austrocknung der Steueroasen (S. 67 f.). Jedenfalls sei Ausbeutung und Krieg für die kapitalistische Dynamik weder nötig noch ursächlich, denn der Kapitalismus ist kein Nullsummenspiel.

Nachdem Ulrike Herrmann den Kapitalismus so eloquent verteidigt und farbenfroh geschildert hat, kommt nun das dicke Ende: der Preis des Wohlstands ist die Zerstörung der Welt. Der Kapitalismus brauche Wachstum um zu funktionieren, vor allem weil sonst das Kreditsystem zusammenbreche. Und Wachstum auf der Grundlage fossiler Energie befeuert bekanntlich den Klimawandel. Die Deutschen konsumieren, als könnten sie drei Planeten verbrauchen. Andere Weltbewohner gehen sogar noch rabiater mit der Natur um. Die Natur ist nur deswegen noch nicht voll kollabiert, weil die ärmeren Länder kaum Treibhausgase ausstoßen. Ein Bürger Malawis emittiert weniger als ein Hundertstel Treibhausgase als der durchschnittliche Deutsche mit seinen derzeit etwa 11 Tonnen CO<sub>2</sub>-Äquivalent pro Jahr. Der Klimawandel trifft jene am wenigsten, die ihn am stärksten zu verantworten haben: das sind die reichen Länder generell und in diesen wiederum die eher Wohlhabenden (die sich noch dazu oft für besonders umweltbewusst halten). Auch hier gilt das soziologische Potenzgesetz: die reichsten zehn Prozent der Weltbevölkerung sind für die Hälfte aller Emissionen verantwortlich.

Einen Ausweg aus dem zerstörerischen Wachstum scheint es zu geben: „grünes Wachstum“. Es will das Wirtschaftssystem nicht antasten, sondern die Technik soll es richten. Sie soll nicht mehr fossile Energie, sondern vor allem Wind und Sonne nutzen. „Die Energiewende wird zum Spaziergang“, behauptet etwa der SPD-Politiker Andreas Berg (S. 130) frohgemut. Die Stiftung Klimaneutralität verspricht sogar ein grünes Wirtschaftswunder, das mit dem Boom der Nachkriegszeit vergleichbar sei (S. 164).

Doch grünes Wachstum ist eine Illusion, so Herrmann. CO<sub>2</sub> einfangen und dauerhaft speichern? zu energieintensiv und die Lagerung zu unsicher. Atomstrom? exponentiell steigende Kosten - von der Lagerung ganz abgesehen. Sonne und Wind? nicht verlässlich, sehr platzintensiv. und oft nicht dort, wo gebraucht. Und stets lauert der schon Stanley Jevon für Englands Kohleproduktion Mitte des 19. Jahrhundert erkannte Rebound-Effekt: werden Maschinen und Güter effizienter hergestellt, werden häufig nicht weniger sondern mehr Rohstoffe verbraucht, weil am Ende mehr konsumiert wird. Auch die share-economy bricht diesen Effekt nicht. Selbst die Lenkungswirkung von Ökosteuern sei begrenzt, weil der Preis für die meisten Menschen eben nicht alles sei, man denke an das geliebte Auto.

Aber was ist mit der schönen Idee, von der schon August Bebel träumte und die heute jedem CSU-Energieexperten die Augen zum Leuchten bringt: Solarpaneele in die Sahara und der Wüstenstrom per Kabel oder Wasserstoff nach Europa? Auch hier meint Herrmann, das rechne sich nicht, weil eine allzu aufwendige Infrastruktur voraussetzend. Zwar sinken bei Solarpaneelen, Windrädern und Energiespeichern die Gestehungskosten seit Jahr und Tag, aber der Wirkungsgrad steigt nur langsam. Weltweit liefern Solaranlagen 0,4% und der Wind 0,8% der Primärenergie, so der traurige Istzustand (S. 155). Technische Innovationen und Digitalisierung können das

Klima nicht retten, schon allein deswegen nicht, weil „die Klimakrise mit der Technik bewältigt werden [muss], die jetzt vorhanden ist“ (S. 191). Wenn Ökostrom - und nur die Energieform Strom lässt sich klimaneutral herstellen - knapp und teuer bleibt, der Traum von der Entkopplung von Wachstum und CO<sub>2</sub>-Emission nicht funktionieren wird, ist radikales Energiesparen angesagt. Gesucht wird also eine Idee, wie sich die Wirtschaft schrumpfen lässt, ohne dass Chaos ausbricht.

Und diese Idee findet Ulrike Herrmann in der englischen Kriegswirtschaft des Zweiten Weltkriegs! Von den Briten ließe sich lernen, wie sich eine schrumpfende Wirtschaft auf demokratische Weise organisieren lässt. Damals stand England vor dem Problem, den Konsum zu rationieren, um die Wirtschaft rasch für einen Krieg umzubauen, den man nicht kommen sah oder nicht kommen sehen wollte. Es wurde nicht nur der Konsum rationiert, sondern auch die Produktion gelenkt. Die Planwirtschaft war aber eine demokratische, bei der die Regierung indirekt lenkte, die Betriebe also weiterhin von Eigentümern und Managern geführt wurden. Die englische Kriegswirtschaft sei so populär gewesen, dass sie sogar nach Kriegsende noch einige Jahre beibehalten wurde. Sie habe gezeigt, dass der Staat für eine gerechte und effiziente Verteilung sorgen kann. Vor allem der Gerechtigkeitsaspekt hielt die Bevölkerungsmehrheit bei der Stange. Im Unterscheid zu einer Verteilung über den Markt mussten sich auch die Reichen einschränken. Den Armen ging es sogar besser, weil ihre Lebensmittelration höher war, als sie in Friedenszeiten hatten kaufen können.

Auch heutzutage könne über Knappheit gesteuert werden, allerdings nicht wie in der englischen Kriegswirtschaft über die Zuteilung von Arbeitskräften und Rohstoffen, sondern von grüner Energie. Als Branchen, die in einer „Überlebenswirtschaft“ schrumpfen würden, nennt Herrmann Luftfahrt, Banken, Versicherungen oder Autofirmen. Es würde weniger Fleisch verzehrt und kaum noch geflogen. Der individuelle Autoverkehr hat auch mit E-Autos keine Zukunft, für deren Akkus mehr als 15 Tonnen CO<sub>2</sub> verbraten werden müssen.

Ich kann nicht beurteilen, ob die Quellen zur englischen Kriegswirtschaft, auf die sich Herrmann stützt, dem neuesten historischen Forschungsstand entsprechen. Lehrreich ist der Vergleich allemal. Das gilt für das Buch insgesamt: Jedenfalls ich habe viele spannende Details gerade zur Wirtschaftsgeschichte erfahren. Dass z.B. Nordamerika kein besonders wichtiges Ziel für die Sklavenhändler war (sondern die Karibik und Brasilien) und dass die meisten Sklaven ausgebeutet und entrechtet wurden, um Luxusgüter herzustellen, die (wie Zucker) zwar sehr begehrt waren, die Industrialisierung aber nicht befördert haben. Es gibt viele treffende Aussagen („Angeblich konsumieren wir uns zu Tode – aber dies ist eine falsche Wahrnehmung. Wir produzieren uns zu Tode.“ S. 94). Anschaulich schildert Herrmann, dass auf Technik kein Verlass ist: „Die Wassertoilette wurde bereits vor 2800 Jahren in Mesopotamien erfunden, doch bis heute haben etwa 2,5 Milliarden Menschen keinen Zugang zu Sanitäranlagen“ (S. 190). Die Ärmsten können sich oft ein Handy leisten – aber keine Toilette.

Von möglichen kleineren Einwänden abgesehen – wie mir scheint, fußt ihr Kapitalismusbegriff z.B. zu sehr auf technischem Fortschritt und womöglich traut sie auch dem Staat zu viel zu –: das Hauptproblem von Herrmanns post-kapitalistischer Wirt-

schaftsordnung ist der Übergang. Wie kommt man zur „Überlebenswirtschaft“? Der polnisch stämmige Politikwissenschaftler Adam Przeworski hat schon in den 1970er Jahren gezeigt<sup>3</sup>, dass es einen Sozialismus auf demokratischen Weg nicht geben wird, weil die Bevölkerung auf dem steinigem Weg dorthin von der Fahne geht. Im Grunde weiß Ulrike Herrmann das selbst (S. 258). Sie zitiert tadelnd den Grünen Anton Hofreiter, der Forderungen nach Verzicht rundweg „absurd“ nennt (S. 242), geht aber auf die Übergangsproblematik nicht weiter ein.

Dennoch ein brillantes und wichtiges Buch. Ulrike Herrmann wagt eine konkrete Utopie für eine ökologische Schrumpfkur. Pro Kopf dürfte nicht mehr als eine Tonne CO<sub>2</sub> im Jahr ausgestoßen werden. Das entspräche einem Wohlstand, wie ihn Deutschland 1978 aufwies. Damit ließe sich leben, oder?

## Anmerkungen

- 1 Zuletzt: Plumpe, Werner, 2017: *Das kalte Herz. Geschichte und Zukunft des Kapitalismus*, Berlin: Rowohlt, Beckert, Jens, 2018: *Imaginierte Zukunft. Fiktionale Erwartungen und die Dynamik des Kapitalismus*, Berlin: Suhrkamp.
- 2 Damit im Übrigen auch Marxens These von der „ursprünglichen Akkumulation“: England bedurfte der Kolonien nicht, um Kapital für die wirtschaftliche Expansion zu mobilisieren (S. 74f.)
- 3 Przeworski, Adam 1980: Material interests, class compromise, and the transition to socialism. *Politics and Society* 10, 1: 125-153.